

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 1

Artikel: Wunderlicher Alter
Autor: E.D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wunderlicher Alter

Auf dem Arzzeugnis, das er mitbrachte, heißt es: „Verwahrloster alter Mann ohne Heim“. Dabei ist er eigentlich gar kein alter Mann, ist wenig über fünfzig, nur hat ihn das Leben so gründlich mißhandelt, daß er ein Greis geworden ist. Einer von den vielen, die verlassen in Spitalern und Asylen stranden und für das Verbrechen büßen, zu lange gelebt zu haben.

Er hat sich mit seinem Fieber, seiner Handorgel und seiner traurig durchlöchernten Lunge zu Fuß von Basel nach Bern geschleppt. Jetzt liegt er im weißen Spitalbett, sieht sehr gelb und mager aus, hat einen kurzen, struppigen Apostelbart und blaue kindliche Augen. Gottlieb heißt er. Warum wohl? Wenn Gott ihn wirklich liebte, so behandelte er ihn nach dem Grundsatz: „Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn.“ Er ist als Krüppel geboren worden, mit einem zwerghaften, bizarr gewinkelten Arm. Seine Mutter ist jung gestorben und sein Vater auf eine ausgefallene und komplizierte Art verunglückt. Und die gnädige Gabe des Stumpfwerdens, der Resignation wurde ihm nicht gegeben. Die andern Alten, die ich sterben sehe, leiden auf eine diskrete, ergebene Art und erzählen ihre Lebensgeschichte ohne mehr Affekt, als ließe man sie das Einmaleins auf-sagen. Für den alten Gottlieb aber ist das Leiden noch nichts Selbstverständliches geworden, immer noch nicht. Seine heifere, gebrochene Stimme zittert vor nimmermüdem Zorn. Die abgerissenen Sätze, aus denen sein Leben vor mir ersteht, sind lauter kleine affektgeladene Ausbrüche aus einem nie erloschenen Krater von Auf-lehnung und Schmerz. Dieser Zorn, dieser Affekt sind das Besondere an ihm. Nicht sein Elend, aber das Bewußtsein dieses Elendes, die ohnmächtige Wut, mit der seine gesunde Hand auf seine kranke schlägt.

Daß er ein Verdingbub gewesen sei, erzählt er mir, und wie man ihm sein Brot zugeworfen habe und ihn behandelt habe wie die Ehüngu. „Wie die Ehüngu!“ sagte die heifere, gebrochene Stimme, und nochmals: „Wie die Ehüngu!“ Und wie er das sagt, brennt in seinen Augen die ganze Angst und Not einer zertretenen Kindheit. Vielleicht haben diese Augen ihre Kindlichkeit

nur darum behalten, weil es ihm nie vergönnt war, ein Kind zu sein. Seine Kindheit bewahrte die schmerzvolle Lebendigkeit alles Ungelebten. Sie hat nicht geblüht und ist nicht verblüht wie andere Kindheit, ist nicht tot wie ein erfüllter Wunsch. Sie ist lebendig geblieben wie ein Samenkorn, das ein harter Fuß tief in den Boden grub. So ist der alte Gottlieb geworden, was er ist: eine seltsame, rührende Mischung aus einem Kind und einem alten, verhungerten Wüstenheiligen, der sich in die sündige Welt begeben hat, um ihr alle Schande zu sagen.

Ich weiß noch, wie ich am Weihnachtsmorgen in sein Zimmer trat. Das Fenster stand offen. Der Klang der Kirchenglocken strömte in einer großen Woge herein. Der alte Gottlieb sieht mir zornig entgegen, und seine heifere Stimme grollt: „Da — da spielen sie Friede auf Erden und bringen einander um, da — im zwanzigsten Jahrhundert! Im zwanzigsten Jahrhundert!“ Und die magere, gelbe Faust streckt sich anklagend und drohend ins Leere. Ich stand da und schämte mich in Grund und Boden für das zwanzigste Jahrhundert. Auf einmal waren die Jahrhunderte mir keine tote, blutlose Zahlenreihe mehr. Sie waren etwas Körperhaftes: zwanzig Jahrhunderte, zwanzig Sprossen, die die heilige Pflicht und Schuldigkeit hatten, sich zu einer Leiter des Fortschritts zu erheben, und die sich statt dessen zu Ringen krümmten, deren letzter sich mit zynischer Selbstverständlichkeit in den ersten schloß. Das war der verhungerte, eifernde Prophet im alten Gottlieb, der gesprochen hatte. Prophetenaugen hatten gefunkelt, eine Prophetenfaust gedroht.

Aber da war auch noch der andere Gottlieb, das ermordete und unsterbliche Kind. Ein Morgen: er liegt so müde, so versengt vom Fieber da, daß ich nicht weiß, ob er mich noch erkennen kann. Ich berühre seine Hand, und da schließt sich diese heiße, gelbe, magere Hand um die meine. Die Augen öffnen sich, und so, wie ein müdes Kind zusammengekrümmt auf der Seite liegend und mit Kinderaugen zu mir heraufsehend, flüstert er: „Wenn ich dann gesund bin, gehen wir miteinander in den Zoologischen Gar-

ten". „In den Freipark?“ frage ich ihn. Er macht eine wütende, verächtliche Gebärde: „Nein. In den Zoologischen Garten in Basel“. „My Basel“, sagt er dann noch, mit einem weiten, zärtlich umfassenden „My“, das das ganze Basel an seine schmale Brust zu ziehen scheint. Und dabei kennt er von diesem Basel wohl nur den Hunger, das Elend, das Nachtschl.

Der alte Gottlieb hat seine Verabredung mit mir nicht eingehalten. Er hat mich allein im zwanzigsten Jahrhundert zurückgelassen und geht jetzt ohne mich in den ewigen Jagdgründen spazieren, spielt auf seiner Handorgel, und Löwen und Lämmer, Gazellen und kleine Bären legen sich ihm zu Füßen. Eines morgens war er auf einer weißen Bahre aus dem Zimmer getragen worden, ein seltsam flaches Etwas unter einem weißen Leintuch. Im Zimmer stand das leere Bett. Der Stuhl war auf den Tisch gekippt worden und streckte seine vier Beine verloren und ziellos in die Höhe. Und auf dem Boden lag ein Häufchen Kleider, armselige Kleider, aus denen der Geruch eines armseligen Lebens einen anwehte.

Warum denke ich noch an den alten Gottlieb? Warum schreibe ich ihm einen Nachruf? Vielleicht darum, weil denen, wie er einer war, den Stillen im Lande, den Erniedrigten und Beleidigten, keine Nachrufe geschrieben werden. Vielleicht darum, weil sein Leben eine seltene Vollendung im Elenden und Sinnlosen hatte, wie andere Dinge

es im Schönen und Erfüllten haben. Vielleicht um der kleinen Gottliebs willen, die da leben „wie die Chüngu“, elternlos und ohne Kinderglück. Kleine Gottliebs, deren Lungen und Seelen noch unverseht sind, und die man mit etwas Liebe und Bejahung vor dem Schicksal bewahren könnte, alte, einsame, verbitterte Gottliebs zu werden.

Vielleicht . . . Ich weiß nicht warum, aber ich denke an ihn, und wenn seine verkrüppelte, bärtige Gestalt durch meine Träume zieht, höre ich wie eine Begleitmusik Worte und Töne aus einem Schubertlied. „Der Leiermann“ heißt es. „Barfuß auf dem Eise, geht er hin und her — und die Hunde bellen um den alten Mann — und er läßt es gehen, alles wie es will — wunderlicher Alter, willst du mit mir gehn? . . .“

Er ist ohne mich gegangen, und nichts ist von ihm geblieben als meine Erinnerungen, als ein Häufchen Kleider und eine Nummer im Totenregister. Geblieben ist auch eine Anklage: „im zwanzigsten Jahrhundert!“, und geblieben sind vielleicht ein paar seiner Lieder, die ein fremdes Kind ihn spielen hörte, und die es noch leise summen wird, wenn ich längst nicht mehr bin. Wenn ich längst mit dem alten Gottlieb in seinem Paradies sein werde, das ein schöneres Basel sein wird und ein großer zoologischer Garten zugleich. Und Löwen und Lämmer, Gazellen und kleine Bären werden sich zu unsern Füßen legen. E. D.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Die niederträchtigen Biester

In Delft, einem gottverlassenen Dorf Hollands, lebte um das Jahr 1600 ein armer, biederer Korbflechter, der mit seinen vierzehn Kindern kümmerlich sein Dasein fristete. Nah diesem Dörfchen gab es zu damaliger Zeit einen kleinen Laden, in dem alte Kleider, abgetragene

Schuhe, fadenscheinige Schirme und dergleichen mehr feilgeboten wurden. Hierher verdang der arme Korbflechter seinen jüngsten Buben als Lehrling, und der Knabe erwies sich auch als recht verwendbar und fleißig.

Eines Tages fand nun dieser Junge auf dem